

RUDOLF STEINER

GOETHES GEHEIME OFFENBARUNG - EXOTERISCH

Berlin, 22. Oktober 1908

Wer die geistige Entwicklungsgeschichte der Menschheit nicht nur nach den gewöhnlich üblichen Dokumenten und Traditionen verfolgt, sondern ein wenig tiefer geht, indem er sich auf manches einlässt, was vielleicht zunächst nur symptomatisch erscheinen könnte für die Menschheitsentwicklung, was aber doch intensiv hineinweist in die inneren und daher wahren Entwicklungskräfte, der wird eine denkwürdige Szene in der neueren Geistesgeschichte immer wieder und wieder bedeutungsvoll finden, eine Szene, die sich in den neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts in Jena zugetragen hat.

Dazumal wurde in der Naturforschenden Gesellschaft in Jena von einem damals sehr bedeutenden Botaniker, namens Batsch, ein Vortrag gehalten, der durchaus auf der Höhe der damaligen Wissenschaftlichkeit stand. Zwei Männer, ein jüngerer und ein um zehn Jahre älterer, horten sich diesen Vortrag an, und es trug sich zu, dass sie gleichzeitig aus dem Vortrag hinweggingen und miteinander ins Gespräch kamen. Der jüngere der beiden Männer sagte dabei zu dem älteren: Wenn man einen solchen Vortrag auf sich wirken lässt, so zeigt es sich doch immer wieder, wie die wissenschaftliche Betrachtungsweise die Dinge zerpfückt, wie sie das eine neben das andere hinstellt und das einheitliche geistige Band, das in all den verschiedenen Einzelheiten lebt, so wenig berücksichtigt. - Es widerstrebte sozusagen dem jüngeren Mann, dass da Pflanze an Pflanze hingestellt wurde, ohne Hinweis auf das, was als ein Höheres, die verschiedenen Pflanzen Verbindendes, doch auch in der Welt leben muss. Der ältere der beiden Männer sagte darauf, es könne sich vielleicht doch auch eine Betrachtungsweise der Natur finden, die nicht so zu Werke geht, und die, trotzdem sie eine Erkenntnis ist, eine Betrachtung, die zur Erkenntnis führen muss, sehr

*Berlin, 22. Oktober 1908*

---

wohl auf das Einheitliche geht, auf das, was getrennt ist in den für die verschiedenen Sinne äußerlichen Betrachtungen. - Der Mann nahm einen Bleistift und ein Stück Papier aus seiner Tasche und zeichnete sogleich ein merkwürdiges Gebilde, ein Gebilde, welches einer Pflanze ähnlich sah, aber keiner der lebenden Pflanzen, die man mit den äußeren physischen Sinnen sehen oder wahrnehmen kann, ein Gebilde, das sozusagen nirgends einzeln verwirklicht ist, und von dem er sagte, dass es zwar in keiner einzelnen Pflanze lebe, aber die Pflanzenheit, die Urpflanze in allen Pflanzen sei und das Verbindende ausmache. - Der jüngere Mann sah sich das an und sagte darauf: «Ja, was Sie da aufzeichnen, ist aber keine Erfahrung, das ist keine Beobachtung, das ist eine Idee» -und er hatte dabei im Sinne, dass solche Ideen nur der menschliche Geist ausbilden könne, und dass eine solche Idee keine Bedeutung habe für das, was draußen in der sogenannten objektiven Natur lebt. Der ältere der beiden Männer konnte diesen Einwand gar nicht recht verstehen, denn er erwiderte: Wenn das eine Idee ist, dann sehe ich meine Ideen mit Augen! Er meinte, dass in genau demselben Sinne, wie die einzelne Pflanze für den äußeren Sinn des Auges sichtbar ist, eine Erfahrung ist, so sei seine Urpflanze, obgleich sie nicht durch einen äußeren Sinn gesehen werden kann, ein Objektives, ein in der äußeren Welt Bestehendes, eben das, was in allen Pflanzen lebt, die Urpflanze in allen einzelnen Pflanzen. - Sie wissen, dass der jüngere der beiden Männer Schiller, der ältere Goethe war.

Dieses Gespräch ist eine symptomatische, bedeutungsvolle Kundgebung der neueren Geisteswissenschaft. Was sprach dazumal eigentlich in Goethe bei seiner Erwidernng gegenüber Schiller? In Goethe sprach das Bewusstsein, dass man nicht nur mit jener Vorstellung, die der äußere Sinn gibt, und die der beschränkte Verstand aus den äußeren Sinneswahrnehmungen gewahrt, ein äußeres Objektives, ein äußeres Wahres erfasst, sondern dass der Mensch dann, wenn er höhere Geisteskräfte in Bewegung setzt, welche sich nicht an einzelne Sinnesbeobachtungen wenden, ebenso zu einem Wahren, zu einem Wirkli-

*Berlin, 22. Oktober 1908*

---

chen gelangt, wie man zu einem Wahren, Wirklichen durch die äußere Sinneswahrnehmung kommt.

Man darf wohl sagen, dass Schiller, der in jenem Augenblicke noch nicht einsehen konnte, was dahinter war, und der glaubte, es seien Subjektivitäten, die ihm Goethe vorgezeichnet hatte, das schönste Dokument geliefert hat dafür, wie sich der Mensch bis zu der Höhe hinauf ranken kann, die ihm von Goethe gezeigt wurde. Von jenem Zeitpunkte an sehen wir Schiller den Goetheschen Ideen immer mehr Verständnis entgegenbringen. Ein psychologisches Dokument allerersten Ranges ist ein Brief Schillers, der da sagt: «Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuerter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Notwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem Schweresten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu den mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, dass Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält!»

So dürfen wir, als ein Dokument für die Objektivität der Ideenwelt Goethes, das ansehen, was in Goethes Bewusstsein zu solcher Antwort führte, und was Schüler später durch diesen Brief bestätigte.

Sehr merkwürdig: Ein Psychologe, der in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts lebte und heute vergessen ist, Heinroth, hat in seiner «Anthropologie», die eigentlich eine Psychologie ist, ein sehr bedeutsames Wort über Goethe gespro-

*Berlin, 22. Oktober 1908*

---

chen, ein Wort, das zu jenen gehört, die durch ihre Wendung gerade methodisch bedeutsam sind und tief hineinleuchten in das, was sie beleuchten sollen. Er gebrauchte für Goethes ganze Anschauungsweise das Wort «Gegenständliches Denken», und er erläuterte dieses Wort, indem er sagte: Goethes Denken ist ein ganz eigenartiges Denken, das sich eigentlich nicht von dem Objektiven der Gegenstände trennt, das ruhig in den Gegenständen lebt, in denen es sich bis zu den Ideen erhebt.

Wer nun tiefer in Goethes ganze Geistesorganisation hineinzublicken vermag, wie wir es heute und übermorgen tun werden, wo wir versuchen wollen, noch tiefer in dieses Thema hineinzudringen, wo wir mehr innerlich betrachten werden, was heute äußerlich vor uns hingestellt werden soll, der wird sehen, dass er in diesem Denken in einer gewissen Weise, ohne auf der Oberfläche der Dinge und an der Sinneserfahrung haften zu bleiben, doch bei den Tatsachen bleibt, und innerhalb derselben das Geistige, die Ideenwelt findet. Wir sehen, dass Goethes Denken gerade in dieser Art für einen großen Teil unserer modernen Menschheitsentwicklung so bedeutsam geworden ist. Wir dürfen sagen, es ist etwas höchst Eigenartiges mit dieser Wirkung des Goetheschen Geistes auf die verschiedensten Menschen, auf die verschiedensten Anschauungen, ja, auf die verschiedenen aufeinander folgenden Epochen.

Betrachten wir einmal, um was es sich hier eigentlich handelt, und wir werden sehen, wie eigenartig Goethes Geistesart tatsächlich gewirkt hat. Wenn wir zum Beispiel die drei Philosophen des deutschen Geisteslebens vor unsere Seele treten lassen, die im Grunde genommen, ihrer ganzen Anschauungsweise nach, sehr verschieden sind: Fichte, Hegel, Schopenhauer, so ergibt sich uns aus der Betrachtung ihres gegenseitigen Verhältnisses, aus der Betrachtung des Zusammenhanges in ihren Verhältnissen zu Goethe etwas ganz Eigenartiges über die welthistorische Wirkung der Goetheschen Geistesart.

Fichte erweist sich als ein in abgezogenen Höhen schwebender Denker, und ganz besonders war er in abgezogenen Höhen

*Berlin, 22. Oktober 1908*

---

schwebend, als er im Jahre 1794 seine Grundzüge der Wissenschaftslehre in Jena beendet hatte. Es ist schwer, sich zum Verständnis der Fichteschen Eigenart zu erheben, es ist schwer, ihn zu durchdringen, obwohl niemand, der in ihn eindringt, sich nicht sagen müsste, dass er ungeheure Früchte für seine Geistesdisziplin aus ihm schöpfte. Aber es ist nicht jedermanns Sache, in solche Sphären des reinsten Begriffes hinaufzuwandern. Dieser Fichte, der in solch abstrakten Höhen wandelte, besonders damals, schickte seine «Wissenschaftslehre» mit folgenden bedeutungsvollen Worten an Goethe: «Ich betrachte Sie, und habe Sie immer betrachtet als den Repräsentanten der reinsten Geistigkeit des Gefühls auf der gegenwärtig errungenen Stufe der Humanität. An Sie wendet mit Recht sich die Philosophie. Ihr Gefühl ist derselben Probestein.» So Fichte zu Goethe.

Sehen wir jetzt auf einen anderen Philosophen, auf Schopenhauer, und sehen wir zuerst, wie Schopenhauer zu Fichte stand. Wahrhaft feindliche Brüder waren sie, wenigstens war Schopenhauer ein recht feindlicher Bruder zu Fichte. Schopenhauer wird nicht müde, in geradezu Schimpfworten sich über Fichte zu ergehen. Ein Windbeutel ist er ihm, der in leeren Begriffen gesonnen und geschrieben hat. Immer wieder kommt er darauf zurück, die Wesenlosigkeit, Bedeutungslosigkeit und Unrealität der Fichteschen Philosophie zu betonen. Wahrlich, es kann keine größeren Gegensätze geben, als Schopenhauer und Fichte. Und Schopenhauer ging wahrhaftig zu Goethe in die Lehre. Eine Zeitlang hindurch hat er zusammen mit Goethe experimentiert, um sich die physikalischen Grundbegriffe klarzumachen, und manches, was in Schopenhauers erstem Werke und auch in seinem Hauptwerke steht, ist hervorgegangen aus dem Eindrucke, den Goethe auf ihn gemacht hat. Wer Schopenhauer kennt, weiß aber auch, wie hingebungsvoll er von Goethe sprach. Schopenhauer und Fichte, zwei große Gegensätze, in Goethe vereinigen sie sich und er erscheint wie die vereinigende Kraft der beiden.

*Berlin, 22. Oktober 1908*

---

Nehmen wir endlich Hegel und Schopenhauer! Auch Hegel ist schwierig mit dem Verständnis zu erreichen. Er, der versucht, sich eine Tatsachenwelt der Begriffe in einer umfassenden, systematischen Organik zu verschaffen, verlangt, dass der Mensch sich auf eine Stufe erhebt, wo er den Begriff als Tatsache erfasst, wo er fähig wird, ihn erleben zu können. Schopenhauer findet auch in dieser Begriffstechnik etwas völlig Wertloses; alles sei ein Spiel mit abstrakten Worten. Und wenn wir uns nun wieder das Verhältnis von Hegel zu Goethe vergegenwärtigen wollen, so brauchen wir nur eines zu nennen und wir werden sehen, wie Hegel zu Goethe steht. Einen schönen Brief gibt es, worin Hegel schreibt: Goethe sucht nach den tatsächlichen, geistigen Phänomenen, die hinter den sinnlichen stehen, die Goethe die Urphänomene nennt, wie er die Urpflanze das Urphänomen der Pflanzenwelt nennt. - Während Hegel als Philosoph aus der Höhe der geistigen Welt spricht und uns zeigt, was wir denken und begreifen können, arbeitet er sich auf der anderen Seite hinauf bis zu dem Punkte, wo er mit den aus dem Geiste geschöpften Begriffen in Berührung kommt. So vereinigt sich Goethes Urphänomen mit dem, was die reine, denkende Philosophie von oben erfasst. Auch hier sehen wir eine Harmonie zwischen Hegel und Goethe wie zwischen Goethe und Schopenhauer. In Goethe finden sie sich zusammen. Und wenn wir von diesen älteren Zeiten in unsere Zeiten heraufgehen, was finden wir da?

In jener Zeit, in der Goethe selber gelebt hat, hat sozusagen das naturwissenschaftliche Forschen noch eine ganz andere Physiognomie gehabt. Noch mehr, als es zu Goethes Zeiten der Fall war, betrachtet man heute als die einzig richtige Methode der strengen Wissenschaft die Forschung, die sich auf die äußere Sinnesbeobachtung stützt, und das reinliche Herausarbeiten dessen, was der Verstand, der sich auf die Beobachtung beschränkt, aus den so gewonnenen Resultaten machen kann. Aber auch ein Haeckel will, wie er in jedem Buche wieder betont, auf dem festen Boden gerade Goethescher Weltanschauung stehen, und so sehen wir eine mehr materialistisch gefärbte

*Berlin, 22. Oktober 1908*

---

Weltanschauung geradezu Wert darauf legen, an Goethe sich anzulehnen. Sie können aber auch heute noch Schriften finden, die auf einem Boden stehen, für den der Geist eine absolute Realität im eminentesten Sinne des Wortes ist, und auch bei ihnen können Sie die Berufung auf Goethe bemerken. Feindlich können sich spiritualistische und materialistische Forscher gegenüberstehen, beide glauben sie aber in gleicher Art zu Goethe aufschauen zu können. So bietet er auch da etwas, was Gegensätze überbrückt.

Diese Tatsachen bezeugen die Kraft der Goetheschen Weltanschauung, die Kraft, die so auf die andern wirkt, dass das, was sich gegenseitig nicht versteht, bei Goethe etwas findet, was es selbst besitzt. Vielleicht wissen einige von Ihnen, in welchem Gegensatze Virchow und Haeckel sich befanden. Aber auch Virchow, der in so wenig Dingen mit Haeckel übereinstimmt, hat sich in einem bedeutungsvollen Vortrag über Goethe ebenfalls an Goethe angelehnt. Wir haben also in Goethe eine Kraft, die gegenüber den Gegensätzen, dem Kampfe der Weltanschauungen, das in ihnen Gemeinsame bei sich anklingen zu lassen vermag, eine Kraft, die in der Lage ist, zu zeigen, dass es im Grunde genommen bei den Weltanschauungen nicht so ist, wie diese Vertreter der Wissenschaft behaupten und so beharrlich verfechten.

Gerade wenn man das Verhältnis dieser bedeutenden Menschen zu Goethe betrachtet, wird man zu der Erkenntnis kommen, dass mit dem, was die Menschen Erkenntnis nennen, es sich verhält wie mit den verschiedenen Malern, die um einen Berg herumsitzen, ihn anblicken und von den verschiedensten Standpunkten aus ihn malen. Die Bilder, die sie da bekommen, müssen natürlich sehr verschieden sein, und doch war es derselbe Berg, den sie malten. Eine umfassende Vorstellung von dem Berge wird man nur bekommen können, wenn man die verschiedenen Darstellungen miteinander vergleicht und sie zu einem Ganzen zusammenfügt. Wenn man sich so zu den Erkenntnissen stellt, dann wird man sehen, dass Goethe sich nicht

*Berlin, 22. Oktober 1908*

---

einen einzelnen Gesichtspunkt wählt, sondern den Berg hinansteigt und zeigt, dass es eine Möglichkeit gibt, den Standpunkt auf dem Bergesgipfel einzunehmen und dort ein umfassendes Panorama zu finden, wo alle Anschauungen in ihrer tieferen Verträglichkeit sich zeigen.

Das ist es aber auch, was Goethe zu einem so eminent modernen Geiste macht, und wenn wir bei einem rückhaltlosen Eingehen auf Goethe das Gefühl erhalten, dass er uns als ein moderner Geist erscheint, dann wird es von selbst schon eine Rechtfertigung sein, wenn wir in den hier oft angestellten Betrachtungen über die Geisteswissenschaft und eine vom Geistigen ausgehende Weltanschauung das, was er machte und wollte, als eine Art von Anleitung betrachten, tiefer in sein Wesen einzudringen. Wenn er in so vielen Beziehungen ein anregender Geist ist, warum sollte er da nicht auch ein anregender Geist sein für diejenige Geistesströmung, die als eines ihrer höchsten und schönsten Ziele das tolerante Eindringen in die verschiedenen Standpunkte der Weltanschauungen hat, und die sich zum Prinzip macht, nicht auf einem einmal fixierten Standpunkte stehen zu bleiben, sondern, um Wahrheit zu finden, immer höher und höher zu steigen durch Methoden, die man auf seine innere Entwicklung, auf die Heranbildung innerer Wahrnehmungsorgane anzuwenden hat, weil man dadurch, dass man sich seine inneren Organe heranzüchtet, erst dazu kommt, die tieferen geistigen Grundlagen zu sehen.

Inwiefern Goethe auf einem eng begrenzten Gebiete die tiefsten Gefühle auch der heutigen Menschheit trifft, wollen wir jetzt noch betrachten. Beispielsweise sei ein Gefühl gewählt, das viele von Ihnen kennen, ein Gefühl, das man mit den Worten charakterisieren könnte, dass es in unserer Zeit Menschen gibt, die danach streben, manche alte Tradition über Bord zu werfen und sich Gefühle, Gedanken und Vorstellungen zu schaffen, die in die unmittelbare Gegenwart hineinführen. Sie werden sogleich sehen, was ich meine, wenn ich Sie an ein Bild erinnere, das vielen in unserer Zeit wert geworden ist. Man mag zu dem Bilde



*Berlin, 22. Oktober 1908*

---

stehen, wie man will, aber es ist ein Ausdruck der modernen Zeh. Ich meine das Bild: «Komm, Herr Jesus, sei unser Gast. »Das Bild lebt nicht nur bei dem, der es geschaffen hat, sondern auch in denen, die es genießen wollen; es lebt in ihnen die Sehnsucht, die Gestalt des Jesus in der unmittelbaren Gegenwart zu sehen, wie sie sich hinstellt an den Tisch. Man könnte sagen, dass das Bild nicht nur Wert für diese Zeit hat, sondern für alle Zeiten, dass es ein ewiges, unvergängliches Dasein hat, und dass jede Zeit das Recht hat, diese Gestalt in ihre eigene Epoche hineinzustellen. Nur mit diesen wenigen Worten sei das Gefühl angedeutet, das viele gegenüber diesem Bilde haben.

Nun könnte man glauben, Goethe gehöre in dieser Beziehung noch zu den Alten. Man leitet das ja her aus seiner Vorliebe zu der alten Kunst, die an den alten, guten, künstlerischen Traditionen festhalten wollte, aus seiner Vorliebe zu den Griechen. Man könnte glauben, Goethe hätte vielleicht kein tieferes Verständnis für eine Empfindung, wie sie in dem Bilde charakterisiert ist: «Komm, Herr Jesus, sei unser Gast.» Um da einmal einen Blick in Goethes Seele zu tun, wollen wir uns an ein Buch anlehnen, an Bossis Buch über Leonardo da Vincis Abendmahl. Goethe schrieb eine Rezension über dieses Buch. Darin stehen bedeutungsvolle Worte. Von diesem Bilde, das sich im Speisesaale des Klosters Santa Maria delle Grazie in Mailand befindet, und das trotz der in letzter Zeit vorgenommenen Restauration den Eindruck macht, als wenn es dem Verfall entgegenginge, von diesem Bilde erzählt Goethe, wie er selbst einmal demselben gegenübergestanden habe zu einer Zeit, als es noch in einer gewissen Frische erhalten war. Und er schildert den Eindruck, den er einst von diesem Bilde in seiner Jugend bekommen habe: «Dem Eingang an der schmalen Seite gegenüber, im Grunde des Saals, stand die Tafel des Priors, zu beiden Seiten die Mönchstische, sämtlich auf einer Stufe vom Boden erhöht; und nun, wenn der Hereintretende sich umkehrte, sah er an der vierten Wand über den nicht allzuhohen Türen den vierten Tisch gemalt, an demselben Christus und seine Jünger, eben als wenn sie zur Gesellschaft gehörten» - Ihn, der von den Dominikanern in

*Berlin, 22. Oktober 1908*

---

ihrem Sinne, ihrer Stellung mit der Empfindung aufgerufen worden ist: «Komm, Herr Jesus, sei unser Gast». Es schlieÙe sich, sagt Goethe, das Ganze zu einem einheitlichen Bilde zusammen. Und um gar keinen Zweifel daran zu lassen, was er eigentlich meinte, sagte er noch: «Es muss zur Speisestunde ein bedeutender Anblick gewesen sein, wenn die Tische des Priors und Christi, als zwei Gegenbilder, aufeinanderblickten und die Mönche an ihren Tafeln sich dazwischen eingeschlossen fanden. Und eben deshalb musste die Weisheit des Malers die vorhandenen Mönchtische zum Vorbilde nehmen. Auch ist gewiss das Tischtuch mit seinen gequetschten Falten, gemusterten Streifen und aufgeknapften Zipfeln aus der Waschkammer des Klosters genommen, Schüsseln, Teller, Becher und sonstiges Geräte gleichfalls denjenigen nachgeahmt, der sich die Mönche bedienten. Hier war also keineswegs die Rede von Annäherung an ein unsicheres, veraltetes Kostüm. Höchst ungeschickt wäre es gewesen, an diesem Orte die heilige Gesellschaft auf Polster auszustrecken. Nein, sie sollte der Gegenwart angenähert werden, Christus sollte sein Abendmahl bei den Dominikanern zu Mailand einnehmen.»

Und nun fragen wir: Hatte Goethe gerade dieses Verständnis, das man ein modernes Verständnis nennen muss? Er hatte es in jenem umfassenden Stile, der uns wieder ein Beweis dafür sein kann, wie universell seine Kraft ist gegenüber den manchmal einseitigen Kräften, die sich gegenseitig ausschließen und bekämpfen. So müssen wir uns hineinversetzen in Goethes Seele und wir werden dann begreifen, warum Goethe uns ein so Nahstehender sein kann, und warum wir zu ihm hinaufschauen dürfen, wenn es sich um die vorläufige Orientierung über tiefere Geistesfragen handelt. Das war Goethes tiefes Bewusstsein, dass es möglich ist für den Menschen, in sich geistige Organe zu erwecken, um hinaufzusteigen zu höheren Anschauungen und dadurch etwas zu gewinnen, was nicht bloß im Geiste des Menschen lebt, sondern was zu gleicher Zeit tiefer liegt.

*Berlin, 22. Oktober 1908*

---

Wenn hier die Möglichkeit wäre, auf Goethes naturwissenschaftliche Studien einzugehen, wie Sie dieselben in meinem Buche «Goethes Weltanschauung» ausführlich besprochen finden, so könnten wir zeigen, wie diese ganze Goethesche Methode wirkt. Aber wir wollen uns heute Goethe von einer anderen Richtung her nähern. Goethe hatte mancherlei zum Ausdruck gebracht, was uns auf die tiefe Grundlage seiner Weltanschauung hinweisen kann. Wir werden darüber in den zwei Vorträgen dieses Winterzyklus über Goethes «Faust» zu sprechen haben. Über ihn sagte er einmal zu Eckermann, dass er ihn so gestaltet habe, dass der Leser, wenn er sich nur an äußere Belehrungen halten will, schon in den bunten Bildern etwas hat; dass er aber auch hinter den Worten die Geheimnisse finden kann, die sich darin befinden. Da weist Goethe in dem zweiten Teil darauf hin, dass zu unterscheiden ist das, was das Äußere, und das, was das Innere, das Wesen ist, das, was er hineingeheimnist hat. Nach alter Weise bezeichnet man das Äußere als das Exoterische, das Innere als das Esoterische.

Nun wollen wir uns Goethe dadurch nähern, dass wir das Werk, in dem er sein ganzes methodisches Denken und Wollen zum Ausdruck gebracht hat, heute in einer äußerlichen, exoterischen Weise, und übermorgen dann in einer innerlichen, esoterischen Weise betrachten. Ein verhältnismäßig unbekanntes Werkchen von Goethe ist es, an das man sich halten muss, wenn man Goethes tiefste Erkenntnisgeheimnisse - so darf das, um was es sich hier handelt, wohl genannt werden - durchschauen will. Es ist das Werkchen, das am Ende der «Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter» unter der Überschrift: «Märchen» steht, und bei dessen Lektüre der, welcher danach strebt, in Goethes Weltanschauung tiefer einzudringen, von Anfang an die Empfindung haben wird, dass Goethe damit mehr sagen will, als was die Bilder zunächst darbieten. Rätsel über Rätsel wird dem sinnenden Betrachter dieses «Märchen» von der grünen Schlange und der schönen Lilie vorlegen.

*Berlin, 22. Oktober 1908*

---

Und nun gestatten Sie mir, dass ich die hauptsächlichsten Züge dieses Märchens zunächst hier auseinandersetze, denn es ist nicht möglich, über das Märchen zu sprechen, ohne dass wir uns wenigstens diejenigen Züge vor die Seele führen, welche von Wichtigkeit sind, wenn wir einen tieferen Blick in Goethes Weltanschauung werfen wollen. Es wird also notwendig sein, dass wir einige Zeit dem Inhalte dieses Werkchens widmen; aber dafür werden wir uns auch dann in Bezug auf das, was wir zu sagen haben, um so besser verstehen. Es ist mir immer wieder passiert, wenn ich einen Vortrag über dieses Märchen gehalten habe, dass man mir sagte: «Ich weiß nichts davon, dass in Goethes Werken ein Märchen steht.» Ich wiederhole deshalb: es ist in jeder Goetheausgabe enthalten und bildet den Schluss der «Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter».

Nun zu den Bildern! An einem Flusse wohnt ein Fährmann. Zu diesem Fährmann kommen merkwürdige Gestalten: Irrlichter. Sie wollen von dem Fährmann in dem Kahne an das andere Ufer des Flusses hinübersetzt werden. Der Fährmann geht darauf ein und setzt sie über den Fluss hinüber. Sie betragen sich dabei sonderbar, sind unruhig und zappelig, so dass er Angst bekommt, sie könnten ihm den Kahn umwerfen. Er führt sie aber glücklich hinüber, und als sie angelangt sind, wollen sie ihn in eigenartiger Art bezahlen. Sie schütteln sich und es fallen Goldstücke von ihnen ab; das soll der Lohn sein für die Mühe des Übersetzens. Der Fährmann ist wenig erbaut von den Goldstücken und sagt: Es ist gut, dass nichts in den Fluss gefallen ist, denn er würde wild aufwallen. Ich kann diese Bezahlung aber nicht annehmen, ich kann nur mit Früchten der Natur bezahlt werden. - Und er verlangt drei Zwiebeln, drei Artischocken, drei Kohlköpfe. Mit Früchten sollten sie also bezahlen. Wir werden gleich sehen, welche tiefe Bedeutung jeder Zug und jede einzelne Tatsache hat.

Nun sagt der Fährmann weiter: So macht ihr mir noch die Mühe, dass ich das, was ihr als Goldstücke herumgeworfen habt, den Fluss hinunterführen und begraben muss. -Darauf führt er

*Berlin, 22. Oktober 1908*

---

die Goldstücke tatsächlich ein Stück den Fluss hinunter und vergräbt sie in den Klüften der Erde. Als sie da hinein vergraben worden sind, kommt ein merkwürdiges anderes Wesen an diese Goldstücke heran: die grüne Schlange, die in und auf der Erde herum und durch die Klüfte der Erde hindurchkriecht. Plötzlich sieht sie durch die Spalten der Erde die Goldstücke hereinfallen. Zunächst glaubt sie, dass sie vom Himmel hereinfallen. Sie verzehrt sie aber dann und wird durch die Aufnahme dieser Goldstücke in den eigenen Leib immer leuchtender. Als sie aber an die Oberfläche geht, merkt sie, dass sie in wunderbarer Weise ein eigenartiges Licht ausstrahlt, leuchtend wie Smaragd und Edelstein.

Nun treffen die Schlange und die Irrlichter zusammen, die Irrlichter immer noch sich schüttelnd und wegwerfend, was sie in sich haben. Die Schlange, die jetzt Geschmack an dem Golde bekommen hat, nimmt in ihren eigenen Leib auf und verarbeitet, was die Irrlichter um sich werfen. Bedeutsames sagen sich die Schlange und die Irrlichter über ihr gegenseitiges Verhältnis. Die Schlange nennt sich Verwandte der Irrlichter von der horizontalen Linie und die Irrlichter sich Verwandte der Schlange von der vertikalen Linie. Die Irrlichter fragen noch die Schlange, ob diese nicht Auskunft geben könne, wie sie zur schönen Lilie kommen könnten. Da sagt die Schlange: Die schöne Lilie ist jenseits des Flusses. - Nun, dann haben wir uns etwas Schönes eingebrockt! antworten die Irrlichter. Wir haben uns herüberfahren lassen, weil wir zur schönen Lilie kommen wollten. Könnten wir nur einen Fährmann erreichen, der uns wieder zurückführt! Und nun kommen bedeutungsvolle Worte: Ihr werdet den Fährmann nicht wiederfinden, und wenn ihr ihn fändet, seid euch klar darüber, dass er euch wohl herüber, aber nicht mehr zurückführen darf. Wenn ihr wieder auf die andere Seite des Flusses zurück wollt, so könnt ihr es nur auf zweierlei Weise. Entweder ihr versucht am Mittag, wo die Sonne am höchsten steht, eine Brücke zu finden über meinen eigenen Leib, um hinüber zu kommen. -Die Irrlichter sagen: Die Mittagstunde ist eine Zeit, in der wir nicht gerne reisen. - Oder

*Berlin, 22. Oktober 1908*

---

ihr benützt den zweiten Weg. Es gibt nämlich noch eine andere Möglichkeit. In der Dämmerstunde findet ihr an einer bestimmten Stelle den großen Riesen. Er hat gar keine Kraft in sich, aber wenn er seine Hand ausstreckt und der Schatten dieser Hand über den Fluss hinüberfällt, so kann man über den Schatten hinweg den Fluss überschreiten. Der Schatten hat die Tragkraft, dass man hinübergehen kann. Wenn ihr also nicht über mich selber gehen wollt zur Mittagsstunde, so suchet den Riesen auf. - Die Irrlichter lassen sich das gesagt sein. Die Schlange aber ist wieder in die Klüfte der Erde zurückgegangen und freut sich des innerlichen Leuchtend-Werdens durch Aufnahme des Goldes.

Nun bemerkt die Schlange etwas höchst Merkwürdiges. Als sie die Klüfte wieder absucht, bemerkt sie, dass sie da, wo sie früher unregelmäßige Naturprodukte gefunden hatte, jetzt an einer Stelle merkwürdige Gebilde sieht. Früher hat sie sie nur durch den Tastsinn wahrgenommen, jetzt, wo sie leuchtend ist, merkt sie, dass sie die Dinge auch sehen kann. Sie konnte Säulen und auch menschenähnliche Gebilde abtasten, aber es war ihr bis dahin nie klargeworden, was da in den unterirdischen Klüften eigentlich ist. Jetzt bewegt sie sich wieder hinein und das von ihr ausstrahlende Licht dient ihr zur Beleuchtung der Dinge.

Als sie hineindringt in diese große Höhle unter der Erde, kann sie sogleich wahrnehmen, wie in den vier Ecken vier königliche Gestalten stehen: ein goldener König, ein silberner König, ein eherner König und in der vierten Ecke ein gemischter König, eine Gestalt, welche aus den anderen Metallen in der buntesten Weise zusammengefügt ist, so dass in ihm alle möglichen Metalle chaotisch ineinandergefügt sind.

In dem Augenblicke, wo die Schlange in die Höhle hineinkommt und ihr die Beleuchtung der Gestalten gelingt, stellt der goldene König die sehr bedeutungsvolle Frage:

«Wo kommst du her?»

«Aus den Klüften», versetzte die Schlange, «in denen das Gold wohnt.»

*Berlin, 22. Oktober 1908*

---

«Was ist herrlicher als Gold?» fragte der König.

Die Schlange antwortet: «Das Licht!»

Und der König fragt weiter: «Was ist erquicklicher als Licht?»

«Das Gespräch.»

Niemand wird bezweifeln, dass in diesen Worten nicht bloß Bilder gegeben werden sollen, sondern dass sie auch einen bedeutungsvollen Inhalt haben.

Als die Schlange hineinkommt in die Höhle, öffnet sich ein Spalt an dem Tempel, in dem die vier Könige wohnen. Es kommt der Alte mit der Lampe in den Raum, und er wird gefragt, warum er gerade jetzt komme? Da sagt er das merkwürdige Wort: Wisst Ihr nicht, dass mein Licht nur erleuchten darf, was schon erleuchtet ist? dass ich das Dunkle nicht erleuchten darf? - Nachdem die Schlange die Dinge im Räume erleuchtet hat, darf nun auch er mit seiner wunderwirkenden Lampe kommen.

Jetzt entspinnt sich aufs neue ein Gespräch zwischen den Königen und dem Alten mit der Lampe. Der Alte wird gefragt:

«Wie viele Geheimnisse weißt Du?»

«Drei», antwortet er.

«Welches ist das wichtigste?» fragt der silberne König.

«Das offenbare», versetzt der Alte.

«Willst du es auch uns eröffnen?» fragt der eherne König.

«Sobald ich das vierte weiß.»

Und nun kommen die allerbedeutsamsten Worte des Märchens: «Ich weiß das vierte», sagt die Schlange und zischelt ihm etwas in das Ohr, worauf der Alte mit gewaltiger Stimme ruft: «Es ist an der Zeit!»

Es gibt eine große Anzahl von Versuchen, die Rätsel dieses Märchens zu lösen. Viele haben auch versucht, das, was man schon zu Schillers und Goethes Zeiten als Rätsel empfand, so

*Berlin, 22. Oktober 1908*

---

oder so zu deuten. Es ist eigenartig, dass Goethe und Schiller sich darüber einig waren und es ausdrücklich mit den Worten aussprachen: Es liegt das Wort der Lösung für das Märchen im Märchen selber. Also darf man nach des Märchens Lösung nur im Märchen selber suchen, und es wird sich im weiteren Verlauf des Vortrages auch finden, dass das Wort des Rätsels, wenn auch in eigenartiger Weise, in dem Märchen drinnen ist. Die Schlange zischelt dem Alten etwas ins Ohr, und das, was sie ihm ins Ohr zischelt, was aber nicht gesagt wird, das ist die Lösung des Rätsels. Dann sagt der Alte: «Es ist an der Zeit!» Was also ergründet werden muss, das ist, was die Schlange im unterirdischen Tempel dem Alten ins Ohr geraunt hat.

Der Alte geht nun mit seiner Lampe dahin, wo seine Gattin wohnt. Durch die Kraft des Lichtes der Lampe werden die verschiedensten Materien verwandelt: Steine in Gold, Holz in Silber, tote Tiere in Edelsteine, Metalle aber werden vernichtet. Er trifft seine Gattin in geradezu fassungslosem Zustande. Als er fragt, was passiert sei, sagt sie: Es waren ganz merkwürdige Persönlichkeiten da. Man hatte sie für Irrlichter halten können. Die sind sehr wenig in den Grenzen des Anstandes geblieben. - Nun, meint der Alte, bei deinem Alter wird es wohl bei der allgemeinen Höflichkeit geblieben sein. - Und nun erzählt sie, wie die Irrlichter sich an das Gold herangemacht und es abgeleckt haben, damit sie es wieder abschütteln konnten. Wenn es nur noch das wäre, aber sieh dir mal den Mops an. Der hat von den Goldstücken gefressen, wurde in Edelstein verwandelt und starb. Jetzt ist er tot. - Und die Alte sagt weiter: Wenn ich das vorher gewusst hätte, so würde ich ihnen nicht versprochen haben, dass ich ihre Schuld bei dem Fährmann abzahlen werde. Das sind: drei Kohlhäupter, drei Zwiebeln und drei Artischocken.

Nun, sagte der Alte, nimm doch den Mops mit, trage ihn zur schönen Lilie hin, die hat die Eigenschaft, dass sie alles, was Edelstein ist, durch ihre Berührung in Lebendiges verwandeln kann. - Sie nimmt also die drei mal drei Früchte, um die über-



*Berlin, 22. Oktober 1908*

---

nommene Schuld bei dem Fährmann abzutragen, und legt den Mops dazu.

Nun kommt ein sehr bedeutungsvoller Zug des Märchens: Als sie den Korb trägt, erscheint er ihr außerordentlich schwer, obgleich das Tote für sie gar kein Gewicht hat, der Korb mit dem toten Mops allein würde so leicht sein, als wenn er leer wäre; nur durch das Lebendige, durch die Kohlköpfe, Zwiebeln und Artischocken wird der Korb schwer. Auf dem Wege zu dem Fährmann passiert ihr aber noch etwas Eigentümliches. Der Riese legt seinen Arm gerade so, dass der Schatten über den Fluss hinüberfällt, greift ihr ein Kohlhaupt, eine Artischocke und eine Zwiebel aus dem Korbe heraus und verzehrt sie, so dass sie jetzt nur noch zwei von jeder Gattung hat. Sie will daher dem Fährmann nur einen Teil der Schuld abtragen. Er aber sagt, dass es unbedingt notwendig sei, das Ganze gleich mitzubringen.

Nach vielem Hin- und Herreden sagte der Fährmann: es gäbe noch einen Ausweg, der wäre, wenn sie Bürgschaft für die Beibringung der drei fehlenden Früchte leiste. Sie muss daher die Hand in den Fluss stecken, als Sicherheit dafür, dass sie ihr Versprechen halten werde. Das tut sie, bemerkt aber dann, dass, soweit die Hand in den Fluss hineingesteckt war, sie schwarz und kleiner geworden ist. «Jetzt scheint es nur so», sagte der Alte. «Wenn ihr aber nicht Wort haltet, kann es wahr werden. Die Hand wird nach und nach schwinden und endlich ganz verschwinden, ohne dass ihr den Gebrauch derselben entbehrt. Ihr werdet alles damit verrichten können, nur dass sie niemand sehen wird.» Sie will aber lieber, dass man sie sehe, auch wenn sie nichts mit der Hand tun könne. Wenn sie zu entsprechender Zeit den Tribut bringt, sagt der Fährmann, wird alles wieder gut werden.

Auf dem Wege zur schönen Lilie trifft sie nun einen herrlich-schönen Jüngling, dem aber, wie er sagt, alle seine einstige Kraft und Stärke geschwunden ist; und aus dem Gespräche, das sie miteinander führen, erfahren wir, wie das gekommen ist. Der

*Berlin, 22. Oktober 1908*

---

Jüngling hatte die lebhafte Begierde gefasst, zur schönen Lilie zu gelangen. Sie war sein Ideal geworden. Aber ihre schönen Augen wirkten so unselig, dass sie ihm alle seine Kraft genommen hatten und dennoch zieht es ihn immer wieder zu ihr hin.

Endlich kommen die beiden zur schönen Lilie hin. Es ist nun zwar alles, was die schöne Lilie umgibt, im höchsten Grade bezeichnend; aber wir können hier nur einzelne Züge herausnehmen. Die schöne Lilie ist das Bild vollkommenster Schönheit; aber sie hat die Eigenschaft, dass sie alles Lebendige durch ihre Berührung zunächst tötet, und alles, was durch das Leben hindurchgegangen und dem Tode verfallen ist, wieder lebendig macht.

Die Alte bringt nun ihr Anliegen vor. Der Jüngling ist gekommen, seine Sehnsucht nach der schönen Lilie zu befriedigen; wir sehen aber auch, dass die schöne Lilie ebenfalls Sehnsucht fühlt. Sie fühlt sich fern von allem fruchtbar Lebendigen; in ihrem Garten gedeihen Pflanzen, aber nur bis zur Blüte, nicht bis zur Frucht; schön ist sie, aber fern von allem Lebendigen. Die Alte sagt dann ein bedeutungsvolles Wort. Sie wiederholt, was der Mann im unterirdischen Tempel gesagt hat, und das gibt der Lilie neue Hoffnung. Das war aber auch der letzte Augenblick, in dem sie Hoffnung fassen konnte; denn das letzte Lebendige, das eine Art Verbindungsband zwischen ihr und dem Lebendigen gebildet hatte, war ihr auch noch verlorengegangen.

Sie hatte einen Kanarienvogel in ihrer Umgebung, und hatte sich sehr gehütet, ihn zu berühren, weil ihn das getötet haben würde. Nun aber war ein Habicht in die Nähe gekommen, der Kanarienvogel floh vor ihm, flog auf die Lilie zu und wurde getötet. Und damit war die schöne Lilie nun in völliger geistiger Einsamkeit und Abgesondertheit von dem, was die Menschen haben.

Nun gibt die Alte der Lilie den Mops. Die Lilie berührt ihn und macht ihn dadurch wieder lebendig. Der Jüngling sucht seine Sehnsucht dadurch zu stillen, dass er die Lilie umfasst. Dadurch

*Berlin, 22. Oktober 1908*

---

wird er vollends getötet. Das Leben in ihm wird ganz vernichtet.

Die Schlange bildet nun einen magischen Kreis. In diesen Kreis werden der Jüngling und der Kanarienvogel hineingelegt. Dadurch soll sich - und die Schlange deutet bedeutungsvoll darauf hin - das, was trostlos ist, in allernächster Zeit ändern. Und es ändert sich in der Tat. Wir erfahren, dass nun auch der Alte mit seiner Lampe herankommt, und dass durch ihn tatsächlich eine Lösung der ganzen Situation in Angriff genommen werden kann. Denn es ist gerade Zeit, als der Alte herankommt: die Körper von dem Kanarienvogel und dem Jüngling sind noch nicht in Verwesung übergegangen.

Der Alte führt sie nach dem unterirdischen Tempel hin, den die Schlange ja schon ausgekundschaftet hatte. Er sagt zu den Irrlichtern: Ihr seid auch dazu geeignet, uns zu dienen. Wenn wir an die Pforte des Tempels gelangen, werdet Ihr es sein müssen, die uns die Pforte aufschließen. - Nun bildet die Schlange eine Brücke über den Fluss. Der ganze Zug geht über die Schlangenbrücke. Da sehen wir, als sie drüben angekommen sind, dass durch die Berührung mit der Schlange, die jetzt sich zu opfern beschließt, der Jüngling zwar noch nicht durchgeistigt, aber doch lebendig wird.

Er geht dadurch, dass die Schlange bereit ist, sich hinzuopfern, in einen merkwürdigen Zustand über. Er kann wohl sehen, aber das Gesehene noch nicht fassen.

Die Schlange teilt sich in lauter wunderbare Edelsteine, die der Alte in den Fluss senkt und wodurch eine Brücke über den Fluss entsteht. Der Zug bewegt sich unter der Anführung des Alten in den unterirdischen Tempel. Als sie da hineinkommen, sehen wir, dass zwischen den Ankömmlingen und den Königen bedeutungsvolle Fragen gestellt werden, die darauf hindeuten, dass da ein großes Rätsel verborgen ist. Zum Beispiel: «Woher kommt ihr?» «Aus der Welt.» «Wohin geht ihr?» «In die Welt.» «Was wollt ihr bei uns?» «Euch begleiten!», nämlich die Könige.

*Berlin, 22. Oktober 1908*

---

Nun bewegt sich die Gruppe mit dem Tempel. Sie gehen unter den Fluss und erheben sich dann wieder mit dem ganzen Tempel. Als sie sich über den Fluss erhoben haben, fällt von oben etwas wie Bretterwerk in den Tempel hinein: es ist die Hütte des Fährmanns. Sie verwandelt sich und wird ein kleines Tempelchen im großen Tempel. Und jetzt spielt sich eine Szene ab, die von Wichtigkeit ist für den Jüngling, der ja bis jetzt belebt, aber noch nicht durchgeistigt war.

Wir haben gesehen: der erste, der goldene König, stellt die Weisheit dar; der zweite, der silberne, den Schein oder die Schönheit; der dritte, der eiserne, die Stärke oder den Willen. Wir sehen nun einen symbolischen Akt sich vollziehen. Der Jüngling wird durch die drei Könige mit drei verschiedenen Gaben begabt. Durch den eisernen König mit dem Schwert, und indem ihm das Schwert überreicht wird, werden die bedeutungsvollen Worte gesprochen: «Das Schwert an der Linken, die Rechte frei.» - Kraft des Willens. - Durch den silbernen König bekommt er das Zepter mit den Worten: «Weide die Schafe.» Wir werden sehen, dass der Jüngling durch die Gefühlskraft der Seele erfüllt wird, die sich in der Schönheit ausdrückt. Der goldene König setzt ihm die Krone auf das Haupt, mit den Worten: «Erkenne das Höchste.» Und die Kraft der Vorstellung erfasst den Jüngling. In diesem Moment ist er durchgeistigt und darf sich mit der schönen Lilie vereinigen. Wir werden sodann noch darauf aufmerksam gemacht, dass sich alles verjüngt.

Besonders bedeutsam ist noch die eigentümliche Rolle, die der Riese spielt, der keine Kraft in sich selber, wohl aber in seinem Schatten hat. Er stolpert höchst ungeschickt über die Brücke, und der König ist ungehalten darüber. Es stellt sich aber heraus, dass das Kommen des Riesen seinen guten Sinn hat. Wie der Uhrzeiger einer großen Sonnenuhr dasteht, so wird er in der Mitte des Tempelhofes festgehalten. Wir sehen, welche Kraft wir in der Sonnenuhr, in dem die Zeit anzeigenden und harmonisierenden Riesen finden, und wir sehen, wie aus dem Leib der Schlange die Brücke, welche über den Fluss zu dem Tempel

*Berlin, 22. Oktober 1908*

---

hinüberführt, gebildet wird. Wir sehen dann, dass nicht mehr bloß Fußgänger, sondern jetzt Wagen, Reiter, Herden hinüber- und herübergehen können. Es wird uns dargestellt, wie in der Vereinigung mit der schönen Lilie der Jüngling die frühere Kraft, die er durch die Berührung mit ihr verloren, wiedergewinnt, wie er sich jetzt der Lilie nähern, sie umfassen darf, und wie sie beglückt und beseligt beide sind.

Wer möchte nicht, wenn er die Bilder des Märchens auf sich wirken lässt, sagen: Rätsel sind es! Zunächst können wir nur wenig spüren von dem, was in diesem Märchen lebt. Wenn wir aber historisch vorgehen, wenn wir betrachten, wie es in der Mitte des Jahres 1795 entstellt, im Beginn der Freundschaft mit Schiller, aus dem, was sich zwischen Goethe und Schiller zuge- tragen hat, dann werden wir begreifen, was Goethe sich in dem Märchen für eine Aufgabe gestellt hat. In diese Zeit fällt die Ab- fassung eines Werkes, eine Frucht des Studiums Goethescher Weltanschauung, das tief bedeutsam wurde für die Erziehung und Kultivierung des deutschen Geisteslebens: die Briefe Schil- lers über die ästhetische Erziehung des Menschen. Nur skizzen- haft können wir darauf hinweisen, was Schiller mit diesen Brie- fen wollte.

Er fragt sich, wie gelangt der Mensch dahin, seine Kräfte immer höher und höher zu entwickeln, damit er in einer freien und vollkommenen menschlichen Art in die Geheimnisse der Welt eindringen kann. Dieses Werk ist in Briefform an den Herzog von Augustenburg geschrieben, und Schiller schrieb darin den bedeutungsvollen Satz: «Jeder individuelle Mensch, kann man sagen, trägt, der Anlage und Bestimmung nach, einen reinen idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Ein- heit in allen seinen Abwechslungen übereinzustimmen die große Aufgabe seines Daseins ist.» Und nun sucht Schiller aus- einanderzusetzen, wie sich der Mensch zu den höheren Stufen des Menschendaseins hinaufzuentwickeln hat.

Zweierlei ist es, was den Menschen unfrei macht, ihm keinen freien Blick in die Geheimnisse des Daseins gibt. Auf der einen

*Berlin, 22. Oktober 1908*

---

Seite ist es das Beherrschtsein von der Sinnlichkeit, auf der anderen Seite die ungenügende Entwicklung der Vernunft. Und nun setzt Schiller diese Dinge so auseinander: Nehmen wir einen Menschen, der in sich nicht das Zwingende, Logische der Begriffe, auch nicht den Pflicht-begriff verspürt, sondern seinen Neigungen und Instinkten folgt -er kann die Kräfte seiner Natur nicht frei entwickeln, er steckt in der Sklaverei der Triebe, Begierden und Instinkte, er ist unfrei. Aber auch derjenige ist nicht frei, der seine Begierden, Triebe und Instinkte zunächst bekämpft und einzig nur einer rein begrifflichen und logischen Vernunftnotwendigkeit folgt. Ein solcher Mensch wird entweder ein Sklave der Naturnotwendigkeit oder ein Sklave der Vernunftnotwendigkeit.

Wodurch kann der Mensch seine inneren Kräfte entwickeln? Schiller antwortet: Er muss seine inneren göttlichen Zustände entwickeln, sich bemühen, dass sie gereinigt und geläutert werden und zusammentreffen mit dem, was wir Logik nennen. Wenn seine Triebe und Instinkte dann geläutert sind, so dass er gern tut, was er als Pflicht empfindet, wenn die Vernunftnotwendigkeit nicht als zwingend empfunden wird, dann wird der Mensch gern tun schon aus dem gewöhnlichen Trieb heraus, was vernünftig ist, dann hat Vernunft den Menschen hinunter zur Sinnlichkeit geführt, und Sinnlichkeit führt ihn wieder hinauf zur Vernunft.

Sehen wir einen Menschen an, der einem Kunstwerke gegenübersteht. Er sieht sich etwas Sinnliches an. Aber durch jedes Glied des Sinnlichen offenbart sich ihm etwas Geistiges, denn in dem Sinnlichen kommt dasjenige zum Ausdruck, was der Künstler als Geistiges in das Kunstwerk hineingelegt hat. Geist und Sinnlichkeit in der Anschauung der Schönheit, das wird zum Mittlerzustand. So wird die Kunst, das Leben in Schönheit, für Schiller ein großes Erziehungsmittel, ein Mittel zur ästhetischen Erziehung, eine Befreiung der Natur, so dass sie ihre eigenen Kräfte entfalten kann. Wie entwickelt sich also der Mensch im Sinne Schillers. Er muss seine Natur hinunterführen, dass sie

*Berlin, 22. Oktober 1908*

---

sich bewährt in sinnlicher Natur, und die Sinne hinaufentwickeln, dass sie sich bewähren in der vernünftigen Natur.

Ein wunderbar schönes Wort spricht Goethe über diese Briefe aus: Sie wirken auf mich so, dass sie mir darstellen, was ich lebte oder zu leben wünschte immerdar. - Man kann nachweisen, dass Goethe angeregt worden ist, sein Märchen zu schreiben, durch das, was Schiller ausgesprochen hat in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen. Goethe spricht darin dasselbe in seiner Art aus. Goethe wollte nicht in abstrakten Begriffen die Rätsel der Seele aussprechen. Für Goethe waren die einzelnen Seelenrätsel zu reich und zu gewaltig, als dass er sie in Naturnotwendigkeit und Logik hätte fassen können. So bildete sich in Goethe das Bedürfnis, des Menschen einzelne Seelenkräfte in den Gestalten seines Märchens zu personifizieren. Goethe antwortete auf die Schillersche Frage in seinem Märchen, und wir werden sehen, wie die Goethesche Psychologie in wunderbarer Weise in dem Märchen charakterisiert wird. Wir sehen, wie die Seele immer aufnimmt und von sich gibt in der Darstellung der Irrlichter, wie gewisse Kräfte personifiziert sind in der Schlange, die nur auf der Erde arbeitet gleich der menschlichen Forschung, dem menschlichen Verstand, der Erfahrung, die in der horizontalen Linie bleiben, während der Idealist in die Höhe steigt. Die Kraft des religiösen Gemütes ist charakterisiert in dem Alten mit der Lampe, und wir sehen endlich, wie durch die Vorgänge, die uns erzählt werden, Goethe darstellt, in welcher Weise eine jede Seelenkraft wirken muss.

Wir werden übermorgen sehen, wie Goethe in der Darstellung zeigt, wie jede Seelenkraft maßvoll wirken muss zusammen mit den anderen Seelenkräften, um die Seele zu einem Gesamtbilde zu gestalten, auf dass sie sich hinaufentwickeln könne zu menschlicher Vollkommenheit, zu einem Umfassen der Dinge. Wenn der Mensch unreif die Erkenntnisse erfassen will, so wird er getötet, wie der Jüngling. Es gibt ein Heranreifen der Erkenntnis. In dem Märchen stellt uns Goethe die Evolution der Seele in richtiger und bildhafter Weise dar, indem er darin das

*Berlin, 22. Oktober 1908*

---

Parallelwerk zu Schillers «Briefen über die ästhetische Erziehung» schuf.

Goethe wusste, dass es ein Ziel der menschlichen Seelenentwicklung gibt, das man in alten Zeiten die Einweihung in höhere Geheimnisse genannt hat. Er wusste, dass es eine solche Möglichkeit gibt, und er wusste auch, dass es Gesellschaften gibt, die an verborgenen Orten, in den Tempeln der Einweihung, die Kräfte der Seele entwickeln. Er zeigt auch, wie die neuere Zeit immer mehr dahin kommen muss, dass es der Menschheit möglich wird, im größeren Umfange diese Einweihung zu erlangen, die Seele zu entwickeln. Er zeigt in den Vorgängen, die sich zwischen den einzelnen Menschen abspielen, den Vorgang der Einweihung bis zu den höchsten Stufen, bis dahin, wo die Seele fähig wird, die höchsten Geheimnisse zu erfassen. Das ist exoterisch, rein historisch angesehen.

Durch das Zusammenleben Goethes mit Schiller erlebte Schiller dasjenige, was Goethe erlebt hat, in einer der wichtigsten Perioden seines Lebens. Und wenn es Schiller auch schwer wurde, Goethe zu verstehen, so müssen wir doch sagen: Das, was Schiller in abstrakter Weise in den ästhetischen Briefen sagt, und was Goethe in viel umfassenderer Weise zu sagen hatte, in einer Weise, die nur erreicht wird, wenn man sich ausdrückt in Bildern und Persönlichkeiten, das ist ein und dasselbe. Das Märchen ist Goethe-Psychologie im tiefsten Sinne. Wir sehen, dass Goethe durch die Art seines Strebens so fruchtbar geworden ist, dass wir uns heute noch gern bei ihm orientieren. Goethe erscheint uns noch heute als ein Gegenwärtiger. Wir lesen ihn wie einen Schriftsteller unserer Zeit. Er ist so fruchtbar, weil er so viel von Ewigkeitsgehalt in seinem Schaffen und seiner ganzen Art und Weise hat. So wirkt er im Sinne jener Wahrheit, die er selbst als die richtige angesehen hat, und ein bedeutungsvolles Wort hat er einst gesprochen: «Was fruchtbar ist, allein ist wahr.» Das heißt, dass der Mensch sich in den Besitz von Wahrheiten setzen muss, die so wirken, dass, wenn er ins Leben hineintritt, sie ihre Bestätigung finden dadurch, dass sie sich



*Berlin, 22. Oktober 1908*

---

fruchtbar erweisen. Das war für ihn das Kriterium der Wahrheit: Was fruchtbar ist, allein ist wahr!

Gerade diese Vorträge, die Ihnen Goethe veranschaulichen wollen, sollen uns zeigen, dass Goethe diesen Ausspruch selber erprobt hat. Das werden alle diejenigen fühlen, die sich tiefer in ihn hineinleben. Sie werden fühlen, dass in Goethe etwas von echter Wahrheit lebt, denn Goethe ist fruchtbar, und was fruchtbar ist, ist wahr.